



++Termine und Kurzmeldungen++

- Am 21.10. und 22.10.2009 findet der diesjährige Dies Universitatis statt. Am 21.10. verleiht die Universität den Universitätspreis an Professor Dr. h.c. mult. Reinhold Würth, einen der großen Freunde und Förderer der Universität. Am Tag darauf werden die Neumatrikulierten feierlich begrüßt.
- Am 26.06.2009 hat die Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften an den Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen verliehen. An der Verleihung nahm auch der Ministerpräsident und Alumnus der Universität Günther H. Oettinger teil.
- Im aktuellen ZEIT-Ranking nimmt die Tübinger VWL einen Spitzenplatz ein und kann sich damit unter den Top 5 der deutschen Unis etablieren. Tübingen punktet dabei besonders beim Studiengang „International Economics“ mit seiner großen Auswahl an Spezialisierungsmöglichkeiten.

Aus dem Inhalt

Wahlkampf und das Internet	1
Alumni-Porträt.....	3
Interview: Peter Prange.....	4
Interkulturelle Japan-Kompetenz..	5
Die Tübinger Indologie.....	6
Väter in Elternzeit	7
6 Fragen an... Christa Stolle.....	8

Liebe Alumni,

nur selten geben mir meine Amtspflichten Anlass zu großer emotionaler Ergriffenheit. Anders vor ein paar Monaten, als ich während meines Besuchs mehrerer Partneruniversitäten in Seoul Tübinger Ehemalige traf, die mich zu einem „kleinen Treffen“ eingeladen hatten.

Der Besuch bei einer vermeintlich recht kleinen Gruppe ehemaliger Studierender und Absolventen der Eberhard Karls Universität erwies sich unversehens als ein Höhepunkt der ganzen Reise. Als ich von dem Vorsitzenden der Alumni herzlich willkommen geheißen wurde, war die Überraschung groß: Unsere Ehemaligen in Südkorea erwiesen sich keineswegs als ein paar wenige Tübingen-Begeisterte, die ihr Dasein weitgehend als bloße Namen in einer Alumni-Kartei fristen, sondern



Rektor Engler und der Vorstand der Repräsentanz von Alumni Tübingen in Seoul.

als eine stattliche und insbesondere auch außerordentlich vitale Gruppe von Freunden unserer Universität. Die mehr als 60 Mitglieder, die dem aktiven engeren Kreis der Tübingen Alumni angehören, hängen indes ganz und gar nicht nostalgisch ihren Erinnerungen an „alte Zeiten“ nach, sondern bilden ein einzigartiges Netzwerk von Menschen, die ihre Begeisterung etwa auch an Studieninteressierte weitervermitteln und somit als veritable „Botschafter mit Herz“ für unsere Universität in der Ferne wirken. Möge dieses Beispiel eifrige Nachahmer in Nah und Fern finden. Unsere südkoreanischen Freunde sind davon überzeugt, dass unsere Universität solches Engagement verdient!

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Professor Dr. Bernd Engler

Internet und Web 2.0 im amerikanischen Wahlkampf

Die politische Rede in der Mediendemokratie

Wenige Tage nach Barack Obamas Vereidigung zum amerikanischen Präsidenten hielt Olaf Kramer, Akademischer Rat am Seminar für Allgemeine Rhetorik, einen Vortrag an der Atlantischen Akademie Rheinland-Pfalz, in dem es unter anderem um Obamas Wahlkampfstrategie im Internet und um die Rhetorik seiner Antrittsrede ging. Wir veröffentlichen Auszüge aus Kramers Vortrag mit dem Titel „Macht-Worte. Politische Rede in der Mediendemokratie“.

Mit neuen Medien entstehen neue Formen politischer Kommunikation. Welche Chancen hier das Internet bietet, kann man in den USA erkennen: Im letzten US-Wahlkampf sind die Kommunikationsformen des Web 2.0 wie „blogging“, „podcasting“ und „personal broadcasting“ vor allem durch Barack Obama zu wichtigen Instrumenten des Wahlkampfes geworden. Ein Kandidat kann auf diese Weise ohne den Umweg über Journalisten und Redaktionen seine politischen Botschaften verbreiten. So wird ein direkter Dialog zwischen Bürgern und Politikern möglich, so geschehen während einer Online-Debatte, bei der Präsidentschaftskandidaten auf Fragen, die Bürger vorher auf „YouTube“ gestellt hatten, sofort antworteten. Die Inter-

netnutzer reagierten auf Videoäußerungen der Kandidaten direkt mit Kommentaren oder eigenen Videos, was eine ungeheure Dynamik entfaltete. So entstehen durch technische Innovationen neue Möglichkeiten der politischen Rede. Sie lassen das Forum als das antike Idealbild rhetorischer Öffentlichkeit im Zeitalter der Massendemokratien wieder hoch aktuell erscheinen. Der Bürger ist nicht mehr ausschließlich auf die Rolle des Rezipienten festgelegt, der vorrangig durch sein Wahlrecht Einfluss auf politische Entscheidungen nehmen kann. Der gegenseitige Austausch von Meinungen und die kritische Debatte als Ideal demokratischer Rede sind im Internet eine Option für jeden Bürger.

Obama ist eigentlich der erste Politiker, der konsequent das Internet, vor allem die interaktiven Möglichkeiten des Web 2.0, für seinen Wahlkampf genutzt hat. Spendensammeln, Podcasts, die Verbreitung der Reden, für all dies spielte das Internet eine entscheidende Rolle. Erst so wurde die grass-roots-Bewegung, also die Unterstützung von einer breiten, aktiven Anhängerbasis, die für Obamas Erfolg nicht unterschätzt werden sollte, möglich. Erst so gelang es, viele bisher kaum an Politik interessierte Bürger zu Wahlkämpfern zu machen, die sich an Onlinediskussionen beteiligten oder E-Mails weiterleiteten. Selbst für die Finanzierung von Obamas Wahlkampf ergaben sich daraus Konsequenzen: Seine Kandidatur gewann erheblich an finanzieller Schlagkraft als er das Internet benutzte, um viele kleine Spenden zu sammeln anstatt sich um einige wenige Großspender zu bemühen. Hinter diesem erfolgreichen Einsatz des Web 2.0 steht eine Wahltaktik, die die Eigenheiten sozialer Netzwerke im Internet verstanden hat, und die Dynamik, die sich entfaltet, wenn viele Nutzer kleine Dinge beitragen: der Wikipedia-Effekt als Wahlkampfstrategie!

Barack Obama steht aber nicht nur für einen innovativen Umgang mit dem Internet, sondern auch für eine Politik 2.0, die neue ideologische Wege beschreitet. Obama agiert mit wenig Rücksicht auf alte ideologische Schranken, das zeigt die Kabinettszusammensetzung, aber auch die Art und Weise, wie traditionsbewusst er in vielen Reden argumentiert. Immer wieder wanderte in der Antrittsrede sein



Barack Obama

Blick auf die amerikanische Geschichte. Das Beschwören der Ideale der Gründerväter gehört zwar zum festen Repertoire einer jeden „inaugural address“. Obama versuchte aber gleichzeitig durch den Blick zurück eine neue politische Vision zu gewinnen in einer Zeit, in der politische Visionen eigentlich nicht mehr möglich erscheinen. Die großen Ideologien des zwanzigsten Jahrhunderts, Kommunismus und Kapitalismus, haben ihre Strahlkraft eingebüßt und taugen nicht mehr als große Erzählungen, die eine Gesellschaft zusammenhalten können. Dagegen handeln Obamas Erzählungen von seiner persönlichen Biografie und von den kleinen großen Momenten der amerikanischen Geschichte, die er rhetorisch so inszeniert, dass sie die Strahlkraft einer Vision gewinnen. In der Antrittsrede kulminiert diese Inszenierung in einer rhetorisch höchst gelungenen Gleichsetzung zwischen den Hunderttausenden von Zuhörern, die in der Kälte frierend dem neuen Präsidenten lauschen, und der „small band of patriots“, die um ein „campfire“ versammelt noch im Angesicht bitterer Niederlagen im tiefsten Winter beschließt, ihre Träume und Visionen nicht aufzugeben und zusammen den Gefahren zu begegnen. Diese Geschichte zeigt exemplarisch, wie Obama Geschichte als *pathos*-Moment inszeniert, um rhetorische Wirkungen in der Gegenwart und für die Zukunft zu erreichen.

Daneben spielt auch das *ethos* des Redners eine wichtige Rolle: Obamas eigene Geschichte vom farbigen Einwanderersohn

vom Rand der Gesellschaft, der es bis zum Präsidenten gebracht hat, exemplifiziert die Gegenwart des amerikanischen Traumes, die Möglichkeit des Erfolges für absolut jedermann.

Odo Marquard hatte demnach recht: „Ohne Mythen geht es nicht“, schreibt er in den philosophischen Studien „Abschied vom Prinzipiellen“. Es ist nötig, Geschichten zu erzählen. Noch immer haben Geschichten die Kraft, eine Gesellschaft zusammenzufügen und erst recht, wenn man sie so gut erzählen kann wie Barack Obama. Es geht dabei nicht um das „*l'art pour l'art*“ der Redekunst, sondern darum, dass mit Hilfe von Geschichte und Geschichten das Verbindende einer Gesellschaft gefunden und der Zusammenhalt eines disparaten Publikums hergestellt werden kann. Eine solche Einheit von Werten und Grundüberzeugungen, auch von bestimmten Kenntnissen, die die antike Rhetorik als gegeben voraussetzen konnte, ist inzwischen alles andere als selbstverständlich, und muss um so mehr mit rhetorischen Mitteln erzeugt werden.

Auch Obama versucht mit seinem Blick in die Historie, aus der Erzählungen und Mythen entstehen, jenen Zusammenhalt zu gewinnen, den er als eine nicht selbstverständliche Gegebenheit erkannt hat. So versichert er sich der *endoxa*, der Grundüberzeugungen, auf die jeder Redner angewiesen ist, weil rhetorisch betrachtet Argumentation ja nichts anderes bedeutet als das: ausgehend von einer gemeinsamen Basis ein gemeinsames Ziel erreichen. Der Redner sucht Ausgangspunkte für seine Argumentation, die, wie Aristoteles es formulierte, allen oder doch den meisten einsichtig erscheinen. Das Mittel solcher gesellschaftlichen Rückverständigung aber, das macht der *Casus Obama* deutlich, ist immer noch das der Rede. Die Zeit der Reden, ja sogar der großen Reden, ist eben keineswegs vorüber, auch wenn deutsche Politologen schon seit einigen Jahren das Ende des Reden-Zeitalters beklagen. Wie falsch sie liegen, weiß kaum einer so gut wie Barack Obama – oder sein genialer Wahlkampfmanager und spin doctor David Axelrod, der brillante Kopf hinter Obamas Wahlsieg.

Olaf Kramer

Alumni-Porträt: Dr. Hubertine Underberg-Ruder

Underberg wirkt

Hubertine Underberg-Ruder (47) war keineswegs die geborene Erbin des 1846 gegründeten Spirituosenunternehmens „Underberg“, dessen kleine Portionsflaschen mit Magenbitter in Deutschland jeder kennt. Die Rolle des Erben hatte ursprünglich ihr Bruder inne. Als sie, 28jährig und verlobt mit einem Tübinger Studienfreund, gerade promovierte über „Kartoffelkrankheiten im Wurzelbereich“ (Mikrobiologie), diskutierten parallel die Familienmitglieder über eine Änderung der Unternehmensnachfolge, denn die älteste Tochter schien dafür die Geeignetste zu sein. Underberg-Ruder stellte sich dem ganz plötzlich anderen Lebensplan und der Herausforderung der langen Familientradition.

Heute, vier Kinder und einige Chefpositionen in der Unternehmensgruppe später, gehört sie zu den wenigen europäischen und nun gar deutschen Frauen im Top-Management eines internationalen Konzerns. Im Gegensatz zu ihren männlichen Manager-Kollegen muss sie regelmäßig in der Presse erklären wie sie die Doppelbelastung als Elternteil und Unternehmerin stemmt und weist das Etikett der „Superfrau“ weit von sich: „Ohne meinen Mann könnte ich dieses Rad nicht drehen. Als meine drei älteren Kinder noch klein waren, arbeitete mein Mann nur achtzig Prozent und war bei seinem damaligen Arbeitgeber eine große Ausnahme. Wir haben die Belastung immer gemeinsam getragen“, zusätzlich unterstützt von Kindermädchen und Haushaltshilfen. Heute ist Dr. Franz Ruder-Underberg für den gesamten Finanzbereich der Unternehmensgruppe zuständig, bekommt aber die Kräuterrezeptur des „Underberg“, das mündlich überlieferte Familiengeheimnis, tatsächlich erst nach der Silberhochzeit verraten.

Verantwortung zu tragen ist für die „fröhliche Rheinländerin“, als die sich Underberg-Ruder selbst bezeichnet, mehr eine Lust als eine Last. Von ihrer Wahlheimat Schweiz aus beobachtet sie daher mit zunehmendem Missfallen eine Entwicklung in der deutschen Gesellschaft hin zu Bequemlichkeit und Erstarrung: „In

den letzten Jahren verfallen weite Kreise in Passivität gegenüber den gesellschaftlichen Aufgaben“, empört sie sich im persönlichen Gespräch mit „Alumni News“, „man muss ja in keine Partei eintreten, aber ein kulturelles Engagement im Orchester oder Chor oder eine andere Art der Pflege unserer Traditionen außerhalb des privaten Raumes ist wichtig, um unsere Werte zu vermitteln an Kinder, Jugendliche und auch an Migranten. Wir müssen davon Abschied nehmen, dass sich die sogenannte „Multikulti-Gesellschaft“ leichthin von alleine bildet.“ Es gäbe in Europa eine große Verunsicherung in Bezug auf die eigene Kultur. Un-



Hubertine Underberg-Ruder

derberg-Ruder sieht vor allem Hochschulabsolventen in der Pflicht, die europäische Wertebasis zu vertreten und zu verteidigen. Dabei seien die sogenannten „Eliten“, die sich sogar in der Krise nur Gedanken um Boni und Bezüge machten, keine Vorbilder. „Sprechen wir von „Eliten“, dann sollte das nichts mit Hochmütigkeit zu tun haben, sondern mit echtem Verantwortungsgefühl“. Diesen Appell schrieb Hubertine Underberg-Ruder auch auf der Promotionsfeier im letzten Jahr den frisch gebackenen Doctores mit ihrer Festrede ins Gedächtnis. Dass es diese im Jahr 2009 nun zum dritten Mal stattgefundene Feier endlich gibt, das sei auch ein wunderbarer Fortschritt hin zu einer „Kultur des Lobes und der Anerkennung“.

Wird eines ihrer Kinder in der sechsten Generation das Underberg-Unternehmen einmal führen? „Keiner von uns muss ins

Unternehmen. Ich würde es mir niemals verzeihen, eines meiner Kinder unglücklich zu machen.“ Hauptsächlich trachtet man in der Schweizer Firmenzentrale in Dietlikon bei Zürich und in der deutschen Tochtergesellschaft „Semper idem. Underberg AG“ am Stammsitz in Rheinberg danach, Zersplitterungen und juristische Erbfolgestreitigkeiten, unter denen Vater Emil jahrzehntelang gelitten hat, zu vermeiden und alles in einer Hand zu belassen. Die Tochter setzt gegen den Trend zur Verbilligung auf dem globalen Spirituosenmarkt auf Traditionsmarken wie auf den Weinbrand „Asbach Uralt“ mit einem Bekanntheitsgrad von über neunzig Prozent in Deutschland laut Umfragen oder auf den typischen Zuckerrohrschnaps „Pitú“, das brasilianische Nationalgetränk, ebenso auf die Sekte der alten österreichischen Sektkellerei Schlumberger. Auch regionale Spezialitäten wie die Kirschbrände der Schweizer Dettling-Brennerei, für die ausschließlich Kirschen aus der Schweiz verarbeitet werden, setzen einen bewussten Gegenakzent zur globalen Vereinheitlichung, denn, so die Konzernchefin, es gebe in diesen Zeiten wieder einen starken Wunsch der Konsumenten nach typischen regionalen Produkten.

Wie ein Pendel schwingt Underberg-Ruders Leben hin und her zwischen dem Großraum Zürich, dem Elternhaus und Stammsitz am Niederrhein und zwischen der Verantwortung für eine Unternehmensgruppe mit jährlich 500 Millionen Euro Umsatz und der eigenen Familie. In ihrer Großfamilie wie auch an ihrem Schweizer Wohnort erlebt die Unternehmerin viel Anerkennung für diesen Kraftakt. Für Deutschland wünscht sie sich ebenfalls „eine stärkere Kultur der Ermutigung und des Lobes sowohl in der Gesellschaft als auch am Arbeitsplatz. Momentan spüren viele nur Verunsicherung und Druck bei der Arbeit, und gesellschaftlich herrscht der Selbstbezug vor. Wenn Passivität und Politikverdrossenheit verschwänden, entsteht vielleicht wieder so etwas wie ein Stolz auf den eigenen Staat.“

Interview

Peter Prange, erfolgreicher Autor mit studentischem Arbeitsstil

Peter Prange promovierte in Tübingen über die sexuelle Revolution der Aufklärung, war Übersetzer, Unternehmensberater und ist heute einer der erfolgreichsten deutschen Autoren für historische Romane. In Interviews erzählt er gerne, wie sehr er als Alumnus immer noch vom Austausch mit der Tübinger Universität profitiert. Seine Romane entstehen im geistigen Klima der Unistadt, die er als eine „fast schon verschworene Gemeinschaft“ empfindet.

Redaktion: Herr Prange, nach Ihrem Studium in Tübingen arbeiteten Sie zunächst als selbstständiger Übersetzer. Gab es damals schon den Wunsch, freier Schriftsteller zu sein?

Prange: Überhaupt nicht. Ich dachte, ich habe der Welt nichts mitzuteilen. Es kam aber so, dass ich in einem Augenblick, den ich auf die Minute präzise angeben kann, eine so starke Idee bekam, dass ich zum Schriftsteller wurde.

Redaktion: Wann war das?

Prange: Das war am 19. August 1989 um 21.45 Uhr als im Fernsehen diese Bilder von den DDR-Flüchtlingskriegen kamen, die über die österreichisch-ungarische Grenze liefen. Da hatte ich die Idee zum „Bernstein-Amulett“.

Redaktion: Dieser Roman erschien aber erst zehn Jahre später.

Prange: Deshalb ist die Geschichte des „Bernstein-Amuletts“ auch eine Geschichte darüber, wie wir die deutsch-deutsche Wiedervereinigung verarbeitet haben. In der ersten Euphorie wollte das ZDF aus meinem Dreißig-Seiten-Konzept, das mein Lektor verschickt hatte, gleich einen Film machen. Aber die Fernsehgewaltigen entwickelten dazu sehr eigene Vorstellungen, das ging nicht. Das war doch die erste große Idee meines Lebens, da ist das Projekt dann geplatzt. Inzwischen aber, nur zwei Jahre später, war das ein Anti-Thema geworden, das kein Verlag mehr machen wollte. Aus deutsch-deutschen Brüdern und Schwestern waren Besserwessis und faule Osis oder Stasi-Spitzel geworden. Erst 1997 bin ich zu denselben Verlagen noch mal hin mit dem Argument, dass in zwei Jahren doch zehnjähriges Mauerfall-Jubiläum sei. Und dann haben sechs Verlage auf mein Konzept Angebote

gemacht und sich übertrumpft. So konnte ich dieses Buch dann schreiben.

Redaktion: Ihre Romane haben sich über zwei Millionen mal verkauft und werden in achtzehn Sprachen übersetzt. Wie entkommen Sie dem Größenwahn, sich für einen neuen Goethe zu halten?

Prange: Das ist einfach: Jedes Jahr einmal auf die Buchmesse gehen! Das ist ein wunderbares Demutsritual. Dort bin ich ein Körnchen Sand in der Wüste und eine Träne im Ozean.

Redaktion: Werden Ihre Unterhaltungsromane von den Feuilletons der großen Tageszeitungen ignoriert?

Prange: Ich bin mit meiner philosophischen Doktorarbeit sowohl in der FAZ als auch in der Neuen Zürcher Zeitung groß besprochen worden. Ich dachte damals: „Das ist mein Durchbruch!“ Und was war? Das Schweigen im Walde. Das erzeugte keine Resonanz beim Publikum. Wenn das Umfeld vornehmer wird als etwa die „WELT“, dann finden meine Romane nicht mehr statt. Wenn ich aber zum Frühstücksfernsehen eingeladen oder in der Zeitschrift „Brigitte“ oder in der „BamS“ empfohlen werde, dann ist das richtig kräftig zu spüren in der Reaktion der Leser. Und letztlich sind mir die Leser wichtiger als ein paar Rezensenten.

Redaktion: Drei Ihrer Romane sind zusammengefasst unter dem Übertitel „Weltenbauer-Trilogie“. Was ist das Gemeinsame dieser Bücher, die in den Welthauptstädten dreier Jahrhunderte spielen?

Prange: Das gemeinsame Thema ist die Idee eines Paradieses auf Erden: Rom im siebzehnten Jahrhundert verweist als katholische Welt nur auf das jenseitige Paradies, aber Architektur und Kunst können bereits im Diesseits eine Idee vom Himmel geben. Im achtzehnten Jahrhundert ist die Entstehung der „Encyclopédie“ das große geistige Ereignis in Paris, im Grunde ein Handbuch der irdischen Glückseligkeit. Kirche und Staat haben das auch begriffen und die Sammlung zwanzig Jahre lang verfolgt. Die Weltausstellung in London im neunzehnten Jahrhundert war nichts anderes als der Versuch, das Paradies auf Erden mit den Mitteln von Technik und Naturwissenschaft im großen Stile zu



Peter Prange

inszenieren.

Redaktion: Haben Sie ein Ritual, das Ihnen nach Beendigung eines Buches zurück hilft in die Gegenwart?

Prange: Ich mache da eigentlich gar nichts.

Redaktion: Als Leser stellt man sich vor, dass dem Autor am Ende eine große Last von den Schultern fällt.

Prange: Ganz im Gegenteil. Je mehr man reinkommt in seine Geschichte, je besser man seine Figuren kennt, um so mehr fangen die Figuren an, einen zu führen und schmeißen manchmal das eigene Konzept über den Haufen. Dann merke ich, das passt jetzt nicht mehr. Aber dann wird's auch leicht. Wenn man so drin ist, dann läuft es und man fühlt sich pudelwohl beim Schreiben und möchte gar nicht mehr raus. Die letzten fünfzig bis hundert Seiten sind ein Vergnügen.

Redaktion: Sie konservieren einen studentischen Arbeitsstil, sitzen in Bibliotheken und holen sich Rat bei Professoren. Wie reagieren denn diese, wenn Sie als Romanschreiber in ihre Sprechstunden kommen?

Prange: Manche Spezialisten für exotische Gebiete freuen sich ungemein. Die können sich weltweit mit nur einem Dutzend anderer Fachleute austauschen, so

spezialisiert sind die. Und wenn ich dann daher komme und brauche Informationen für meine Romane, sind sie hoch erfreut und hilfsbereit.

Redaktion: Wie gut sind Sie an der Universität vernetzt?

Prange: Das funktioniert inzwischen regelrecht auf Zuruf, ganz unkompliziert. Ich habe ein Netzwerk aus früheren Kommilitonen, die heute Dozenten sind, und aus Bekannten, die für mich leicht Kontakte herstellen können. Ich habe auch einmal ein Semester lang einen Lehrauftrag gehabt zusammen mit dem

Literaturwissenschaftler Professor Frank Baasner während der Vorbereitung unseres „Werte“-Buches. Professor Jürgen Wertheimer (Lehrstuhl für Komparatistik und Neuere deutsche Literaturwissenschaft) hatte damals ermöglicht, dass ich meine Arbeitshypothesen für dieses Buch in Form eines Seminars mit Studenten ausprobieren konnte. Das war eine sehr wertvolle Angelegenheit.

Redaktion: Wären Sie weiterhin bereit, als Alumnus Ihr heutiges Autorenwissen an Studenten weiterzugeben?

Prange: Das kann ich gerne machen.

Natürlich kann ich keinem Autor Persönlichkeit verpassen, aber wenn einer Talent und den Willen mitbringt und etwas zu erzählen hat, könnte man ihm Hinweise geben wie das System funktioniert und was es mit den Agenten auf sich hat. Vor allem aber sollte man Studenten vermitteln: „Ihr könnt viel mehr als Ihr glaubt!“ Viele kränken daran, dass sie für eine Tätigkeit nicht die formalen Voraussetzungen haben. Aber man kann auch ohne das sehr vieles machen, man muss sich nur trauen.

Redaktion: Vielen Dank für dieses Interview, Herr Prange.

Aufbau-Studiengang für Alumni

Interkulturelle Japan-Kompetenz für Hochschulabsolventen

Als in den neunziger Jahren Japan als das neue Wirtschaftsmekka der asiatischen Tigerstaaten galt, wurden japanische Sprach- und Kulturkompetenzen zu einer begehrten Fertigkeit auf dem deutschen und internationalen Arbeitsmarkt. Die Universität reagierte prompt auf diese Nachfrage und richtete am Seminar für Japanologie einen einjährigen Aufbau-Studiengang für Hochschul- und Fachhochschulabsolventen sämtlicher Fächer zum nachträglichen Erwerb interkultureller Kompetenzen ein. Ein regelrechter Run auf die wenigen Studienplätze habe in der allgemeinen Japan-Euphorie stattgefunden, erzählt Dr. Martina Ebi, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung. Heute hat sich dies wieder beruhigt, und so haben Bewerber sehr gute Chancen auf einen der vierzehn Studienplätze. Grundvoraussetzung ist neben den Formalitäten aus Lebenslauf und Zeugnissen ein glaubhaftes Motivationsschreiben, das die Beweggründe und persönlichen und beruflichen Ziele für das Aufbau-Studium vermittelt. Denn ein Semester lang halten sich die Postgraduierten in Kyoto, an der dortigen japanologischen Zweigstelle der Uni Tübingen an der Dōshisha-Universität auf. Diese landesnahe Vertiefung der zuvor in einem Tübinger Semester erworbenen Fähigkeiten wird mit 7500 Euro pro Person gefördert von der Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung. Eine Summe, die im teuren Japan nicht für alle Ausgaben reicht, für die meisten den Aufenthalt jedoch überhaupt erst möglich macht. Die Kosten für

das vorausgehende Semester in Tübingen tragen die Studierenden hingegen selbst. Mediziner, Philosophen, Wirtschaftswissenschaftler, Chemiker, Künstler oder Germanisten – die Reihe der bisherigen Teilnehmer ist bunt. „Nur Naturwissenschaftler haben sich bisher leider etwas zurückgehalten“, klagt Dr. Ebi. Dabei hätten gerade jene anschließend auf dem japanischen Arbeitsmarkt gute Chancen. Die Abteilung für Japanologie am heutigen Tübinger Asien-Orient-Institut empfiehlt den Teilnehmern sich bald nach ihrer Ankunft um ein Praktikum in Japan zu bemühen wenn sie planen langfristig dort zu leben und zu arbeiten. In Kyoto wohnen die Tübinger Studierenden in Gastfamilien und erhalten so einen tiefen Einblick in den japanischen Alltag. Als „locker und professionell“ bezeichnet Absolvent Andreas Soemer rückblickend seine Gasteltern, ein älteres Ehepaar, das schon etliche Tübinger Aufbau-Studenten beherbergt und ihm viele Freiheiten gelassen hatte. Auch die Koreanistin Gunhild Stierand, die sich in Japan einen „Blick über ihren koreanischen Tellerrand“ erhoffte, freute sich über die zahlreichen Gesprächsangebote ihres Gastvaters, fügt jedoch hinzu: „Über schwierige politische Themen wie etwa die Beziehungen Japans zu Korea war es auch wegen meiner bescheidenen Japanischkenntnisse schwierig, die richtigen Worte zu finden.“ Aus diesem Grund verschieben sich die Studieninhalte auf dem Dōshisha-Campus deutlich zugunsten der Sprachkurse, nachdem vorher in Tü-

bingen viele Seminare über Kultur, Politik, Geschichte und Wirtschaft Japans auf dem Stundenplan stehen. Alexander Soemer ist immer noch begeistert von der Stimmung unter den vierzehn Kommilitonen: „Die Leute waren sehr motiviert und wissbegierig in der kleinen Gruppe.“ Der Ingenieur für Medientechnik folgte auch nach dem Ende des Aufbau-Studienganges seiner Liebe zu Japan: Während des Kyoto-Semesters entschied er sich für eine Promotion über das Lernen japanischer Schriftzeichen mit digitalen Medien, was ihn als Stipendiat für ein weiteres Jahr an die Universität von Hiroshima führte und anschließend zu Daimler nach Stuttgart. Hier arbeitet er als externer IT-Berater im Japan-Geschäft des Konzerns und nebenbei weiterhin an seiner Promotion.

Gunhild Stierand kehrte nach ihren japanischen Eindrücken an das Tübinger Seminar für Koreanistik zurück und lehrte zwei Jahre lang als Dozentin. Derzeit absolviert sie ein Forschungsjahr in Korea, an das sie ihre Dissertation anschließen möchte, „wahrscheinlich über ein koreanisch-japanisches Thema.“

Mehr Info:

www.japanologie.uni-tuebingen.de
Die nächste Bewerbungsfrist endet im November 2009. Der Studiengang beginnt im SS 2010 in Tübingen und geht im WS 2010/11 in Kyoto weiter. Die Altersgrenze für BewerberInnen liegt bei 35 Jahren.

Indien ist auf dem Weg zur Weltmacht

Wohin entwickelt sich die Tübinger Indologie?

Noch haben sich die Wogen rund um die Entstehung des neuen Bachelor-Nebenfach-Studienganges „Modernes Indien“ nicht geglättet. Auf Seiten der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät gibt es zunächst eine erfreuliche Erweiterung zu feiern: im Rahmen des VWL-Studiengangs „International Economics“ können Studierende seit dem Wintersemester 2008/009 neben den Regionen Europa, Amerika, Ostasien und Vorderer Orient nun auch „Südasiens“ als Schwerpunktgebiet wählen mit Indien als Zentrum und aufsteigende Wirtschaftsmacht. Für die Lehre der indischen Amtssprache Hindi ist die jetzige Abteilung für Indologie und Vergleichende Religionswissenschaft am neuen Asien-Orient-Institut (AOI), zuständig. Dieses vermittelt auch die Studienmodule über Gesellschaft, Kultur, Religion und Philosophie Indiens. Am dortigen Lehrstuhl aber herrscht immer noch Enttäuschung. Die Mitarbeiter fühlen sich in der über 3000 Jahre umspannenden Fülle ihres Faches beschnitten. Denn der Nebenfach-Studiengang im Gefolge der volkswirtschaftlichen Ausbildung ist momentan alles, was von über 160 traditionsreichen Jahren der klassischen und zeitgenössischen Indologie übrig geblieben ist.

Das immer kleiner gewordene Seminar ist ein Paradebeispiel für die Möglichkeiten und Zwänge moderner Hochschulpolitik. Diese stellt konkret wirtschaftliche Fragen: Lassen sich die Kosten für einen Seminarbetrieb rechtfertigen, der von maximal dreißig Studierenden im Haupt- und Nebenfach benutzt wird und höchstens zwei Magisterabschlüsse im Hauptfach in einem Jahr hervorbringt? Ist ein von zwei Studierenden besuchter Sanskrit-Sprachkurs ökonomisch akzeptabel? Angesichts der Studentenzahlen und der fehlenden Vernetzung lautete das Urteil der Univerwaltung rund um Rek-

tor Professor Bernd Engler: „Nein, es sei denn, das Fach öffnete sich für neue gegenwartsbezogene Fragestellungen“. Beinahe stand damit die indologische Lehre in Tübingen vor dem Aus. Dass es nicht soweit gekommen ist, ist dem beherzten Engagement der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen am



Eine indische Yakshagana-Theatergruppe war im Jahr 2005 zu Gast bei der Tübinger Indologie. Hier überqueren sie gerade in typischen Kostümen den Holzmarkt auf dem Weg zu einer Aufführung und Lecture in der Münzgasse.

Seminar, Dr. Mirella Lingorska und Dr. Heike Moser, zu verdanken. Sie fanden in der am VWL-Lehrstuhl für „Internationale Wirtschaftsbeziehungen“ beschäftigten Dr. Indira Gurbaxani, die in Indien geboren wurde, eine verwandte Seele. Die Dozentinnen konzipierten das BA-Nebenfach „Modernes Indien“, in dem nun für die Boomregion sprachliche, gesellschaftliche und kulturelle Kompetenzen im VWL-Studium vermittelt werden, und sicherten so den Fortbestand der Tübinger Indologie.

Im Zuge der Verhandlungen mit Rektor Engler öffneten sich weitere Türen. So wurde Dr. Heike Moser zur neuen wissenschaftlichen Koordinatorin des im April 2008 gegründeten Asien-Orient-Institutes, das auf eine Vernetzung der kulturwissenschaftlichen Abteilungen der Orientwissenschaft, Indologie und Vergleichenden Religionswissenschaft, Japanologie, Sinologie und Koreanistik und Ethnologie zielt. Da Moser in dieser

Position zur Hälfte weiterhin als wissenschaftliche Angestellte an der Indologie verbleibt, wird dieses in Zukunft personell an zentraler Stelle am AOI vertreten sein. Zudem soll die zweite der beiden neu zu besetzenden Professorenstellen der Abteilung für Ethnologie mit der Forderung nach einem regionalen Schwerpunkt für Indien ausgeschrieben werden.

In der Tübinger Indologie ist man einerseits froh über Zukunftsperspektiven, fühlt sich aber dennoch etwas herabgestuft zu einer Art interkultureller Hilfswissenschaft für ein Wirtschaftsstudium und zu einer ethnologischen Unterabteilung. Der Fokus auf das moderne Indien bedeutet das gegenwärtige Aus für die Lehre der uralten indogermanischen Sprachen Vedisch, Pali, Prakrit und Sanskrit. Letztere spielt für Indien eine ähnliche Rolle wie das Latein für Europa oder das Hebräische für die antiken und heutigen Juden.

Zahlreiche überlieferte religiöse, philosophische und wissenschaftliche Texte, die für das Verständnis der indischen Kultur relevant sind, sind in Sanskrit verfasst. Momentan gibt es nur einen kleinen nicht-offiziellen Sanskrit-Kurs für Interessierte. Ein vorerst nur angebotener neuer indologischer Bachelorstudiengang im Hauptfach, sowie ein Masterstudiengang könnte die Lehre der alten Sprachen im früheren Umfang wieder aufleben lassen, doch dazu müssen die Studentenzahlen zukünftig deutlich steigen.

Im Vordergrund steht nun die wirtschaftliche und wissenschaftliche Gegenwart Indiens. Diese Ausrichtung wird seit Mai 2007 auch von der Partneruniversität Pune durch attraktive Austauschprogramme unterstützt. Hat die Indologie in Tübingen eine Zukunft? Gegenüber der Zeitung „Schwäbisches Tagblatt“ ließ Rektor Engler daran keinen Zweifel: „Diese Region muss an einer Universität wie Tübingen vertreten sein.“

Väter in Elternzeit

Tübinger Dissertation zum Thema berufliche Auszeit fürs Kind

Ann-Cathrin Vogt (25) war noch lange nicht fertig mit ihrer Dissertation, die am Lehrstuhl „Personal & Organisation“ von Frau Professor Kerstin Pull an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät betreut wird, da berichteten schon mehrere Tageszeitungen über ihre hochaktuelle Studie zur „Inanspruchnahme von Elternzeit durch Väter - Warum Männer ihr Erwerbsleben (nicht) unterbrechen“. Das vieldiskutierte Phänomen hatte es damit von der politischen Bühne mit entsprechender Polemik zwischen „Wickelvolontariat“ und „Herdprämie“ und aus der Erprobungsrealität in den jungen Familien bis an die Universität geschafft.

Mit Hilfe eines im Jahr 2008 online gestellten Fragebogens, für dessen Unterstützung Frau Vogt bei Unternehmen, Elterngeldstellen, Universitäten, Fachhochschulen, Väternvereinen und in ihrem privaten Umfeld warb, befragte sie 1290 Väter, deren Kinder nach dem 1. Januar 2001 geboren wurden. Der Beginn des Untersuchungszeitraumes liegt also weit vor der Einführung des heutigen Elterngeldes vom 1. Januar 2007. Er trägt der Neuregelung der Elternzeit aus dem Jahr 2001 Rechnung und umfasst damit auch die vor 2007 geltende Erziehungsgeld-Regelung von maximal 300 Euro monatlich bis zum vollendeten zweiten Lebensjahr des Kindes. Unter dieser Regelung hatten im Jahr 2006 noch durchschnittlich 3,5 Prozent der anspruchsberechtigten Väter Elternzeit genommen. Seit 2007 die Lohnersatzleistung in Höhe von 67% des Nettoerwerbseinkommens eingeführt wurde, stieg der Anteil der elternzeitnehmenden Väter dann deutlich an. Ende Oktober 2008 wurde erstmals ein komplett abgeschlossener Zeitraum evaluiert, das erste Quartal 2007: Für Kinder, die von Anfang Januar bis Ende März 2007 geboren wurden, lag die Zahl der bewilligten Elterngeldanträge von Vätern bei rund 16 Prozent. Ein neuer Rekord. Doch die überwiegende Mehrheit der Männer verzichtet nach wie vor auf die Auszeit fürs Kind, obwohl diese auf bis zu wenige Wochen begrenzt und mit bis zu 30 Wochenarbeitsstunden gefüllt werden darf. Die Gründe dafür sind vielfältig und wurden von Ann-Cathrin Vogt untersucht.

Eindeutig zeigt ihre Studie, dass die ökonomische Situation eines Elternpaares ein wesentlicher Entscheidungsfaktor darstellt, untrennbar verbunden mit dem Verhältnis der Bildungsgrade von Mutter und Vater zueinander. Ist der Bildungsabschluss des Mannes höher als der seiner Partnerin, so sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass er Elternzeit beansprucht. In rund 70 Prozent der befragten Partnerschaften sind - wie auch sonst in der Gesellschaft - die Männer die Besserverdiener. Dabei zeigt sich, dass mit steigender Differenz im Brutto-Jahreseinkommen der Elternteile es immer seltener wird, dass der besserverdienende Mann vom Arbeitsleben pausiert.

Plant eine junge Mutter trotz der Geburt eines Kindes in den darauf folgenden fünf Jahren eigene Karriereschritte, nimmt ihr Partner mit einiger Sicherheit einen Teil der Elternzeit in Anspruch. Über 70 Prozent der befragten Männer erklärten jedoch, dass ihre Partnerin zum Zeitpunkt der Entscheidung keine Karrierepläne hatte, während sie selbst, nämlich knapp 55 Prozent, verstärkt an ihrem beruflichen Aufstieg gebastelt haben.

Die tatsächliche oder auch nur erwartete Haltung des Arbeitgebers gegenüber einer Auszeit vom Job beeinflusst die Entscheidung eines Vaters maßgeblich. Viele Väter rechnen bei einer Inanspruchnahme von Elternzeit mit beruflichen Benachteiligungen bis hin zu Lohninbußen. Je länger die Elternzeit andauert, so die Vermutung, desto größer ist der Karriereknick. Wer so denkt, beantragt auch keine Elternzeit, zeigt deutlich die Auswertung der Fragebögen. Vogts Untersuchung verdeutlicht damit den Nachholbedarf in vielen deutschen Unternehmen an einer offen familienfreundlichen Gesinnung: „Es müsste viel mehr Anerkennung und Aufklärung zur Elternzeit in den Unternehmen geben,“ kritisiert die Doktorandin. „Für den Erfolg des Elternzeitmodells ist es entscheidend, dass die Unternehmen mitmachen.“ Ihre Analyse offenbart auch, dass Väter, die ihre Auszeit für das Kind nutzen, weniger Angst vor beruflichen Nachteilen haben als Väter, die sich gegen die Elternzeit entscheiden. Hier wurden also eventuell

gemachte Erfahrungen im Arbeitsumfeld der Elternzeitnehmer von diesen positiv gewertet.

Vogts Dissertation untersucht zum ersten Mal, welche Persönlichkeitseigenschaften eines Vaters eine Rolle bei der Elternzeit-Entscheidung spielen. Die statistischen Auswertungen zeigten dabei, auch für die Doktorandin überraschend, dass die Erklärungskraft der Persönlichkeitseigenschaften über die verschiedenen Regressionsmodelle hinweg stark variiert. Ganz im Gegensatz zu den ökonomischen Variablen, die über die verschiedenen Modelle hinweg konsistent erläutern können, welche wirtschaftlichen Faktoren die Entscheidung eines Vaters maßgeblich beeinflussen, besitzen die Variablen der Persönlichkeitseigenschaften keinen stabilen Erklärungsgehalt. Einen Zusammenhang zwischen Charakterzügen und der Entscheidung über die Elternzeit lässt sich also schwer feststellen, mit einer Ausnahme: „Wer grundsätzlich offen ist für neue Erfahrungen, nimmt sehr wahrscheinlich auch Elternzeit“, so Vogt. Alle anderen abgefragten Eigenschaften wie beispielsweise die Extrovertiertheit oder Verträglichkeit des Vaters, zeigen sich in ihrem Einfluss auf die Entscheidung als nicht so stabil.

Andere Faktoren wie eine Gewissenhaftigkeit in familiären Belangen, nicht allzu viele Wochenarbeitsstunden des Mannes und eine moderne Geschlechterrolleneinstellung fördern nach dieser Analyse die Inanspruchnahme von Elternzeit durch den Vater.

Vogt betont, dass ihre Untersuchung nicht repräsentativ sei für die Bundesrepublik, da 80 Prozent der befragten Väter Akademiker sind. Dies könnte auch den hohen Anteil der Väter mit Elternzeiterfahrung in der Studie erklären (37,5 Prozent) im Gegensatz zu rund 10 Prozent im Jahresdurchschnitt 2008 in der gesamtgesellschaftlichen Realität.

Mehr Info:

Für weitere Informationen erreichen Sie Frau Vogt unter der E-Mailadresse elternzeit@wiwi.uni-tuebingen.de.

Tübinger Alumni erinnern sich an ihre Studienzeit

6 Fragen an Christa Stolle

1. Warum haben Sie sich für ein Studium an der Eberhard Karls Universität Tübingen entschieden?

Ich hatte schon in Bonn studiert, wollte aber unbedingt auch andere Unis kennen lernen. Außerdem wurde in Tübingen das Fach Empirische Kulturwissenschaft angeboten, das mich sehr gereizt hat – besonders, da das Fach in Tübingen einen sehr starken Praxisbezug hat.

2. Welche Fächer haben Sie studiert?

In Bonn studierte ich Ethnologie, Volkskunde und Geografie. In Tübingen machte ich mit Ethnologie und Empirischer Kulturwissenschaft im Magisterstudiengang weiter. Ich hatte keinen festen Berufswunsch. Mir war aber klar, dass ich weder in die Forschung noch in die Lehre wollte. Ich wollte raus ins Leben! Nachdem ich lange Zeit wusste, was ich nicht wollte, hatte sich im Laufe der Zeit herauskristallisiert, dass mein künftiger Beruf etwas mit Öffentlichkeitsarbeit zu tun haben sollte. Dieser Wunsch hat sich erfüllt. Seit 1990 bin ich Geschäftsführerin der Frauenrechtsorganisation TERRE DES

FEMMES – und Öffentlichkeitsarbeit ist ein fester Bestandteil meines Tagesgeschäfts.

3. An welches Ereignis aus Ihrer Tübinger Studienzeit erinnern Sie sich besonders gern?

Am liebsten erinnere ich mich an die Projektphasen meines Studiums. In denen hatte ich die Gelegenheit mich tiefergehend mit Themen wie Frauenhandel oder Heimatkunde des Nationalsozialismus zu beschäftigen. Für mich waren diese praktischen Phasen, in denen ich in Archiven forschte und Interviews mit ZeitzeugInnen führte, sehr intensiv und lehrreich. Dazu gehört, dass es einen Unterschied macht, ob man die Geschichte einer im Nationalsozialismus zwangssterilisierten Frau in Geschichtsbüchern liest oder direkt aus ihrem Mund erfährt.

4. Können Sie uns mit einem kurzen Satz sagen, was Sie heute mit der Uni Tübingen verbindet?

Was mich am meisten mit der Uni Tübingen verbindet ist, dass ich dort studiert habe. Es gibt aber darüber hinaus noch weitere Schnittstellen. Auf der einen Seite möchten sich StudentInnen für TERRE DES FEMMES engagieren, z. B. durch ein Praktikum oder ehrenamtliche Aktivitäten. Auf der anderen Seite führen wir gemeinsam mit der Universität Veranstaltungen, z. B. im Rahmen des Studium Generale, durch.



Christa Stolle

5. Würden Sie Ihren Kindern ein Studium an der Uni Tübingen empfehlen?

Ich würde meinen Kindern ein Studium an der Universität Tübingen empfehlen, wenn sie in Hamburg oder in einer anderen, von Tübingen weit entfernten Ecke Deutschlands aufgewachsen wären. Der Grund ist: ich finde es wichtig, dass Kinder ihr „Nest“ verlassen, hinaus in die Welt gehen und so ihren Horizont erweitern.

6. Erinnern Sie sich noch an den Titel Ihrer Abschlussarbeit und mögen Sie ihn uns verraten?

„Hier ist ewig Ausland. Lebensbedingungen und Perspektiven koreanischer Frauen in der Bundesrepublik Deutschland.“

IMPRESSUM

Herausgeber

Eberhard Karls Universität Tübingen
Der Rektor, Professor Dr. Bernd Engler

Redaktion

Barbara Müller
Krishna-Sara Kneer (verantwortlich)

Grafik

Stefanie Huber
www.neunpunktzwei.de

Layout

Daniel Heine

Adresse

Rümelinstraße 27, 72070 Tübingen
Tel.: 07071 - 2 97 77 57
Fax.: 07071 - 29 51 82
E-Mail: alumni@uni-tuebingen.de
www.alumni.uni-tuebingen.de

Fotonachweise

S. 1: Universität Tübingen
S. 2: www.whitehouse.gov
S. 3: Martin Schreier
S. 4: P. Prange
S. 6: Dr. Heike Moser, Indologie
S. 8: TERRE DES FEMMES

Kurzinformation

Christa Stolle, die seit 1990 Bundesgeschäftsführerin von TERRE DES FEMMES ist, hat sich vor über 20 Jahren bewusst für Tübingen entschieden. Schon während ihres Studiums und durch ihre Arbeit in der Gesellschaft für bedrohte Völker kam sie zu der Erkenntnis, dass es in allen Kulturen frauenverachtende Aspekte gibt. Seit dieser Zeit ist ihr Leben von ihrer Arbeit bei TERRE DES FEMMES bestimmt. Im November 1990 begann sie als erste Hauptamtliche die Organisation aufzubauen, die ihren Sitz in Tübingen hat. Im September dieses Jahres eröffnete TERRE DES FEMMES ein Büro in Berlin.

TERRE DES FEMMES ist eine unabhängige, spendenbasierte und gemeinnützige Menschenrechtsorganisation, die durch internationale Vernetzung, Öffentlichkeitsarbeit, Aktionen, Einzelfallhilfe und Förderung von einzelnen Projekten, Mädchen und Frauen mit Gewalterfahrungen unterstützt.

Mehr Info:

www.frauenrechte.de

Dieser Newsletter wurde erstellt mit freundlicher Unterstützung des:

DAAD

Deutscher Akademischer Austausch Dienst
German Academic Exchange Service